

# Mediale Gratwanderungen

Der Fall sorgte schweizweit für Aufsehen und Empörung: Ein im Toggenburg niedergelassener Arzt und dessen Familie wurden im letzten Jahr während Monaten mit anonymen Schmäh- und Drohschriften sowie Sachbeschädigungen terrorisiert. Vordergründiger Aufhänger der rassistischen Ergüsse übelster Prägung war der Umstand, dass der Schweizer mit einer afrikanischen Frau verheiratet ist. Im Dezember schliesslich schien der traumatisierende Spuk vorbei, als eine Psychotherapiepatientin des Arztes als Täterin ermittelt werden konnte. Doch die Arztfamilie kam nicht zur Ruhe. Wer wann was zu wem gesagt hat, ist aus der Distanz nicht zu eruieren: jedenfalls stand eines Tages der Vorwurf «im Raum», der Arzt sei der Patientin im Verlauf der Therapie psychisch und/oder physisch zu nahe gekommen.

Diese Ereignisse bildeten den Hintergrund des «Club» auf SF1 vom 28. März. Neben dem Arzt sowie den Experten Daniel Hell, Ordinarius für Psychiatrie, und der Psychologin Franziska Greber war mit dem Weltwoche-Journalisten Alex Baur auch ein Protagonist im Mediendrama um den Toggenburger Fall im Studio. Er hatte mit den Hauptbeteiligten gesprochen, in deren Umfeld recherchiert und schliesslich in einem Artikel unter anderem die Thesen formuliert, die Psychotherapie der Patientin sei «aus dem Ruder gelaufen» und beim rassistisch inszenierten Psychoterror habe es sich lediglich um ein «Ablenkungsmanöver» der verzweiferten Patientin gehandelt, die sich auf diese Weise aus der fatalen Abhängigkeit befreien wollte, in die sie gegenüber dem Therapeuten geraten sei.

Vor diesem Hintergrund war absehbar, dass der Arzt im medialen Setting des «Clubs» unter einem enormen Rechtfertigungsdruck stehen würde. Der Vorwurf, er als Allgemeinpraktiker habe sich sein Unglück infolge fehlender fachlicher Qualifikation letztlich selbst zuzuschreiben, hing im dunklen Studiohimmel gewissermassen als Damoklesschwert permanent über seinem Kopf. Dem Bedürfnis und dem Druck, sich zu erklären, stand das Arztgeheimnis diametral gegenüber. Eine Zerreihsprobe, die der Arzt, wiewohl grundsätzlich besonnen, nicht immer bestand.

In dieser Hinsicht waren die Interventionen der anwesenden Experten berechtigt. Ansonsten blieb die Indizienlage für die Richtigkeit der

Thesen des Journalisten dürftig. Vom Arzt erfuhr man, dass er als Allgemeinmediziner praktiziert, aber auch einen Facharztstitel für Kinder- und Jugendtherapie besitzt. Dass er eine 4jährige Lehranalyse absolviert hat und zusätzlich als Paar- und Familientherapeut ausgebildet ist. Dass er unter Supervision stand, als er die Patientin behandelte. Dass er sie – im Rahmen stationärer Klinikaufenthalte bei Krisen – von Fachkollegen beurteilen liess.

Natürlich können aufgrund dieser «Positivliste» Fehler nicht ausgeschlossen werden. Es ist aber kaum zu bestreiten, dass der Arzt in sehr vielen Punkten genau die Anforderungen erfüllt oder sogar übertroffen hat, die man an einen seriösen Vertreter seines Fachs stellt. Wie sieht es diesbezüglich auf der Seite des Journalisten aus? Er hat verschiedene Gespräche geführt, auch mit der Patientin, und deren Version danach – so muss zumindest aus dem Artikel und der Fernsehendung geschlossen werden – übernommen.

Genügt das für ein fundiertes Urteil? Die Patientin hatte ihr gesamtes Umfeld zuvor über Monate getäuscht, was an dieser Stelle keineswegs moralisch gewertet werden soll. Sie war krank, ist es vielleicht nach wie vor und hat Anrecht auf grösstmöglichen Schutz. Die Frage sei aber erlaubt: Über welche fachlichen Voraussetzungen im Umgang mit psychisch kranken Menschen und in der Bewertung ihrer Aussagen verfügt der Journalist? Kennt er die in Frage kommenden Krankheitsbilder? Hat er Erfahrungen mit Menschen, deren Kommunikation – z. B. im Rahmen psychotischer Störungen, Borderline-Persönlichkeitsstörungen usw. – ganz anders «funktioniert», als wir uns dies im «Normalfall» gewohnt sind?

Es ist unmöglich und nicht Aufgabe eines in einem weiten Spektrum tätigen Journalisten, auf allen Gebieten Fachmann zu sein. Dies ist auch nicht Voraussetzung für einen fundierten Artikel. Gerade angesichts der enormen, im Einzelfall auch zerstörerischen Wirkung, die Thesenjournalismus haben kann, wäre eine Relativierung der eigenen Sichtweise, eine «differentialdiagnostische» Hinterfragung der eigenen Thesen aber wünschenswert, vielleicht sogar notwendig. Auch wenn eine «Geschichte» dadurch weniger spektakulär wird.

*Bruno Kesseli*